

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Haarbeck, Lina: Lang, lang ist's her

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Lang, lang ist's her!

Von L. Saarbed.



Sa, bald sechzig Jahre ist es her, daß unsere „Dande Babett“ aus Amerika kam! Das war damals ein ganz ander Geschäft als heute, und die Dande Babett hat vor ihrer Reise das Testament gemacht für den Fall, daß etwas vorkam. Sie konnte ihre Ankunft auch nicht genau angeben, es war alles zu unsicher. Die Schwarzwaldbahn war noch nicht gebaut, man fuhr noch im Wägele von Triberg nach St. Georgen, oder wo man sonst hin wollte. Unsere Mutter aber, welche die Ankunft ihrer Schwester nicht erwarten konnte, rechnete bei Tag und Nacht und rechnete aus, daß sie an drei bestimmten Tagen kommen konnte, ja, an einem dieser Tage kommen mußte, entweder am Donnerstag, Freitag oder Samstag der nächsten Woche. Das Großele, die Mutter unserer Mutter und der Dande Babett, die über achtzig Jahre alt war, freute sich auch, aber mehr mit gefalteten Händen und mit mehr Geduld. Wir Kinder dachten überhaupt nichts anderes mehr und wurden von unsern Schulkameraden angestaunt wie Wundertierchen. Dent, e Dande von Amerika!

Am Montag fing unsere Mutter an zu backen und zu puhen. Sie machte einen Blikuchen, und das war so ungefähr das Feinste, was es in damaliger Zeit gab. Hühchen wurden geschlachtet! Und dann noch ein Pudding mit Weinsauce! Damals sagte man noch nicht Tunkel! Die Mutter kam überhaupt nicht mehr aus der Küche heraus, und es duftete! Nein, wie es duftete! Ich glaube, der Duft entschädigte unsern Vater für die fehlende Gemütlichkeit, denn das Haus wurde zu oberst und zu unterst gefehrt, so als wenn mindestens der Großherzog im Anzug gewesen wäre. Die Pracht und Herrlichkeit am Donnerstag war nicht zu beschreiben, der blumengebedeckte Tisch in der besten Stube, der Pudding, der Blikuchen, es war so schön

wie bei einer Kindtaufe. Nur schade, daß die Dande Babett nicht kam, auch am Freitag und Samstag nicht, so daß wir am Sonntag alle die Herrlichkeiten selbst aufessen mußten, und unser Vater Tränen lachte. Die Mutter blieb ernst, sagte nicht viel.

Die Weltgeschichte ging ihren Gang eine ganze Woche lang, und die Dande Babett kam nicht. Unsere Schulkameraden schauten uns schon mit scheelen Blicken an, so als wenn wir ihnen etwas vorgelogen hätten. Zu Hause wurde die Dande Babett überhaupt nicht mehr erwähnt. Die Mutter konnte es nicht vertragen, und der Vater fing jedesmal an zu lachen.

Aber ganz im stillen arbeitete meine Mutter weiter. Wir Kinder mußten jeden Tag in der guten Stube Staub wischen, das Silber wurde immer wieder aufpoliert und die Mutter füllte die Vasen alle zwei Tage mit frischen Blumen. Wenn wir unsere Schürzchen schmutzig gemacht hatten, wurden sie schnell umgedreht, also auf die verkehrte Seite angezogen, damit wir doch halbwegs manierlich aussahen, wenn die Dande kam.

Da, am Montag, wir wollten gerade zum Essen gehn, es gab gewärmtes Sauerkraut und Speck von Sonntag, hörten wir ganz deutliches Räderrollen auf der Straße, und mein kleiner Bruder stürzte in die Stube und brüllte: „Sie kommt! Dande Babett kommt!“

Meiner Mutter fuhr es in die Naie, sie mußte sich setzen. Sie hatte schon manches durchgemacht in ihrem Leben, sie hatte einmal ein Bein gebrochen, sie ließ sich einmal drei Zähne auf einen Sitz ausziehen, damals natürlich ohne Einprägung! Und sie war einmal der Großherzogin vorgestellt worden, aber so aufgereggt wie in diesem Augenblick war sie noch nie gewesen.

Das Großele steckte schnell die Strümpfe, an denen es gestopft, unter das Sofakissen und lief wie der Blitz hinunter vor das Haus. Dann ging die Begrüßung los. Dem Großele kamen die Tränen. Die Mutter erholte sich und ließ die Dande nicht mehr aus den Armen, und der Vater freute sich wie ein Spitzbub, er dachte an das Sauerkraut und an den Speck in der Küche, und die hellen Tränen ließen ihn über die Backen, was die Dande Babett rührend fand. Endlich, endlich kamen auch wir Kinder an die Reihe, und dann ging's zu Tisch.

Ach Gott! Vor lauter Freude war das Sauerkraut angebrannt! Die Mutter ist untröstlich und will eben erzählen, wie schön sie in der vorletzten Woche alles gerichtet hatte, da fällt ihr die Dande Babett ins Wort und ruft:

"Sauerkraut! Denk, daß du mir zum Empfang Sauerkraut kochst! Ausgerechnet Sauerkraut! Und Speck dazu! So was gibt's in Amerika nit! Das schmeckt nur in Deutschland so, wie es schmecke soll!"

"Es isch mir aber angebrennt!" stammelt die Mutter kläglich.

"Angebrennt?" fragt die Dande, "angebrennt? Ich schmeck nix dervon! Ha, dös isch emol wieder ebbis anderes als dös ewig Gflügel und die Süßspeise in dene Hotel!"

Meine Mutter sagte nichts mehr von ihren Hühnchen und ihrem Pudding, denn die Dande hatte ja das Urtheil darüber gesprochen, und unser Vater lachte wieder.

Nach dem Essen sollte die Dande um alles in der Welt ruhen nach der langen Reise. Sie wollte nicht, aber meine Mutter tat es nicht anders. Also zogen sich alle Großen zurück, und wir Kinder wurden zum Haus hinausgejagt, damit es schön still war für die Dande, die sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte. Die Mutter deckte sie trotz der Hitze mit einer warmen Decke zu. Als wir uns um vier Uhr wieder zum Kaffe versammelten, die Mutter hatte schnell Waffeln dazu gebacken, hatte die Dande alle Strümpfe gestopft, die das Großele unter das Sofakissen gesteckt hatte. Unser Vater hatte wieder seinen eigenen Spaß und lachte. Diesmal lachte die Mutter herzlich mit und gab es auf, Extrageschichten zu machen für die Dande Babett, die gar nichts anderes wollte, als die Heimat genießen, und zwar so genießen, wie sie war, so einfach und so schlicht. Sie war so deutsch geblieben in Amerika, so ungläublich deutsch und schwarzwälderisch, daß einem das Herz im Leibe hüpfte.

Jetzt wurde es gemüthlich! So fabelhaft gemüthlich, daß ich heute nach sechzig Jahren auf den Besuch der Dande Babett zurückschäue wie auf ein besonderes Stücklein Paradies in meiner glücklichen Jugendzeit.

Wenn die drei, das Großele, unsere Mutter und die Dande, beisammen saßen und von vergangenen Zeiten erzählten, wenn es so herzlich herüber und hinüber ging: "Weisch du noch? — Weisch du noch?" dann setzten wir Kinder uns dazu auf kleine Fußbänkchen und spitzten die Ohren und hörten zu mit großen, verwunderten Augen. Wenn dann der Vater noch dazu kam mit der Pfeife, dann war die Gemüthlichkeit voll, einerlei, ob wir in der Gartenlaube oder in der Wohnstube oder im Hausgang saßen.

Was hatten die alles erlebt! Was wußten die alles! Den ganzen Schwarzwald kannten sie und, wie wir meinten, fast alle Menschen auf der Welt.

Und alles im Hause wurde lebendig! Das große Sofa in unserer Eßstube, auf dem die Dande hätte schlafen sollen, war das erste Sofa

gewesen im Elternhause vom Großele, dazu das erste Sofa im Dorf! Die Leute kamen, es zu bewundern, aber niemand durste sich draufsetzen, aus Angst, es könne Schaden nehmen. An dem eichenen Tisch in unserer Eßstube hatten schon Ruffen und Ueberheimer gefessen und gefressen, wie unser Großele immer sagte. Sie gebrauchte sonst nicht gerne so starke Ausdrücke, aber dabei blieb sie Zeit ihres Lebens, daß das kein Essen, daß es ein Fressen gewesen war.

Wir Kinder wollten natürlich brennend gern wissen, was sie gefressen hatten. Aber das Großele sagte: "Geh, sei still, do vergeht dir der Appetit für vierzehn Tag!"

Und das machte die Sache nur noch interessanter. . . .

An dem Spinnrad, an dem unsere Mutter zu spinnen pflegte, hatte sich das Großele verlobt! Sie war eines Abends daheim und spann am Fenster, nur wenig beleuchtet von einem kleinen Dellämpchen. Sie hatte nicht in die Spinnstube zu den andern Mädchen gehen können, weil eine Kalbin schwer kalbte und Vater und Mutter im Stall beschäftigt waren. Da mußte sie daheim bleiben wegen der Kinder, die drüben in der Kammer schliefen. Nun, sie saß am Fenster und spann, und sie gestand es ein, sie dachte an den Jakob vom Erlenhof, und es tat ihr im Herzen weh, daß er zur Spinnstube bei der Müllerlene ging und sie nicht auch hingehen konnte. Plötzlich bewegte sich etwas ganz leise am Fenster, so daß das Großele erschrock. Im nächsten Augenblick tauchte der Jakob aus dem Dunkel auf, und das Großele fragte erschreckt: "Was machst du do im Finstere?" "Ich schau in euer Stub", gab der Jakob zurück und fügte hinzu: "Was machst du?" "Ich spinn", hatte das Großele geantwortet.

"Was spinnst du?" fragte der Jakob, und das Großele antwortete: "Leinwand zu Betttücher."

"Dös isch aber recht!" rief der Jakob und küßte das Großele plötzlich durch das Fenster.

"Was fällt dir ein?" hatte das Großele gerufen und war vom Spinnrad aufgesprungen. In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein, und dann, nun ja, dann wurden sie halt einig. Mehr sagte das Großele nicht, aber in seinen runzeligen, bleichen Bäckchen stieg ein blaßes Rot auf, so daß das alte Weiblein ganz jung aussah. Das Spinnrad war aber lebendig geworden, und es erzählte uns immer und immer wieder die Geschichte vom Großele und vom Jakob, der unser Großvater war, als die beiden längst im Grave schlummerten.

Und nach wie vielen Leuten fragte die Dandel Die Mei! Ach Gott, die lag schon lang im Grab, das war die Magd gewesen: im großelterlichen Hause, und der Knecht, der Xaver, hätte

habe, die
Freitag
Sonntag
Mutter
ag eine
i kam
is schon
ihnen
e die
näht.
d der
me Mut
Tag in
ber wun
ter fällt
Blumen
gemacht
also an
wir do
die Dand
gerade
erkant
iz den
ein kle
üllter.
ie, sie
rches
einmal
d drei
atürlich
il der
so anse
noch
Strümpf
Kissen
Hans.
Großele
sich mit
emten
er dach
in der
ihm
während
Kinder
sar das
ste unse
jón sie
hatte
ore

sie gerne geheiratet, aber es klappte nicht, denn die Mei hatte ihn nicht gewollt, und dadurch gab es ein unglaubliches Heiratsdurcheinander im Dorf. Die Mei hätte gern den Hanfrieder gehabt, den Schuhmacher, aber das hat auch nicht geklappt, denn der Hanfrieder wollte sie



In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein.

nicht. Er hätte gern die Marie vom Lammehof gehabt, aber diese hatte den Löwenwirt gewollt. Und dieses Mal hatte es geklappt, denn der Löwenwirt wollte sie auch. Da haben die sich denn geheiratet.

Aus alter Unhänglichkeit ließ aber die Mei alle ihre Schuhe nur beim Hanfrieder machen, und der Hanfrieder schaffte für die Löwenwirtin immer einen Groschen billiger als für andere Leute. Diese Verhältnisse waren für uns Kinder ein wenig schwierig. So hatten wir uns das Heiraten nicht gedacht. Das war ja dumm, wenn das immer nicht „klappte!“ Na, die Hauptsache war, bei Vater und Mutter hatte es auch geklappt.

Wenn wir nur auch hätten wissen dürfen, was die Russen und die Lebertheimer gefressen hatten!

Wenn das Großele von der Zeit erzählte, da die Mutter und die Dande klein waren, das war für uns Kinder ein Fest! Man hatte ja nicht gewußt, daß die in ihrer Jugend gerade so dumm waren wie unsereiner! Da kamen Sachen heraus!

So lang die Erde steht, behaupten die Mütter und Großmütter, sie seien strammer behandelt und erzogen worden, als ihre Kinder und Kindes-

kinder erzogen werden. Ich glaube, schon die Eva hat das ihren Enkelkindern erzählt! Nun, es mag ja etwas daran sein, der liebe Herrgott hat auch keinen Spaß verstanden im Paradies!

So auch unsere Vorfahren. Wenn der Großvater zwei Finger in den Mund steckte und pffft, dann mußten seine Kinder alles stehen und liegen lassen und zu ihm kommen. Da ist die Dande einmal böß hereingefallen. Sie hatte ja nun auch etwas getan, das wir nie, nie taten und nie getan haben würden. Nein, nie, niemals! Sie spielte vor dem Hause, sie war eine wilde Hummel trotz der strengen Erziehung. Da kam Nachbars Fritzle daher mit einem Schoppen Bier, den er in der Wirtschaft für seinen Vater geholt hatte. Es sah prachtvoll aus, der weiße Schaum stieg über das Glas hinaus. Es war ein heißer Tag, und der Dande zog's das Wasser im Mund zusammen. „Los mich emol stopfe!“ bat sie den Fritz, aber der schüttelte den Kopf, er dachte wohl daran, was sein gestrenger Herr Vater dazu sagen würde. Da wurde die Dande wild und spuckte ihm mitten auf den schönen, weißen Schaum. Es ist ja kaum zu glauben, aber es ist geschichtlich. Sie hat es wirklich getan!

In demselben Augenblick pffft der Großvater, und der Dande blieb beinahe das Herz still stehen vor Schrecken. Ihr Vater rief sie natürlich nur wegen der Schandtthat, die sie vollbracht, so sagte ihr das böße Gewissen. Der Großvater ahnte nichts davon, er rief der Dande nur, damit sie ihm ein Päckchen Schnupftabak holen sollte. Die Dande stürzte ins Haus, heulend und jammernd: „Ich will's nit wieder tun! Ich will brav sein!“

„Was hast denn gemacht?“ frug der ahnungslose Großvater, und da half nix, die Dande mußte beichten. Hinter dem Spiegel steckte immer die Rute, die das Christkind leider jedes Jahr brachte, und diese Rute hat bei der Dande wirklich geholfen. Sie hat in ihrem Leben keinem Menschen mehr ins Bier gespuckt. Aber gewurmt hat es sie lange Jahre nachher, daß sie die Prügel bekam, nur weil sie sich selbst verflatscht und verraten hatte.

Spaß machte es uns auch, als sie von unserer Urgroßmutter erzählten. Das Ahnele war eine stramme Frau, die Dande hatte viel von ihr, behauptete das Großele. Sie war eine vom alten Schlag und schente alle neuen Moden. Ihre Enkelkinder durften immer zum Kirschbrechen zu ihr kommen, und das war ein ganz besonderes Fest. Sie durften Kirsch essen, so viel sie wollten. So saßen sie denn behaglich unterm Kirschbaum und futterten. Mit den Kirschsteinen schossen sie nach den Spagen. Da kam das Ahnele dazu und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Es fragte ganz entsetzt: „Ich glaub, ihr mache d' Stein raus?“

„Die Mutter hot g'sagt, mer solle“, antwortete die Dande ahnungslos.

„Was?“ rief das Ahnele, „dös wär noch schöner! So en Uebermut! Ihr schlucke d' Stein, verstande?“

Die Kinder versuchten gehorsam zu schlucken, aber es wollte nicht gehen, sie waren es nicht gewöhnt.

„Schlucksch ihn, oder schlucksch ihn nit?“ rief sie und schüttelte die Kinder. Da rutschte der Stein hinunter, vor Schrecken aber, nicht weil er geschluckt wurde. Das Ahnele erklärte ihnen dann, das seien alles neumödische Dummheiten. Sie habe ihr Lebtag alle Kirschenteine geschluckt und sei jetzt fünf und achtzig Jahre alt geworden.

Von unserer Mutter erzählten sie nicht so viel, wahrscheinlich, weil wir Kinder dabei saßen. Wir hatten gehört, daß die Mutter sagte: „Es sind ein paar Töpfe zu viel auf dem Ofen.“ Das kannten wir. Die Töpfe waren wir jungen Geschwister. Aber ein Fehler unserer Mutter kam doch heraus. Sie prahlte gern, und sie tat gern ein wenig groß, denn sie war eine reiche Bauerntochter.

„Es geht ihr heut noch nach“, meinte der Vater, „wir haben's ja g'fehn, wie die Dande kam.“

Unser Vater war Lehrer und sprach fast hochdeutsch. Darauf waren wir Kinder sehr stolz. Unsere Mutter war auch stolz auf ihren Vater. Das Großele hörte einmal, wie es ihn gegen ein paar Dreikläse hoch heraufstrich. „Unser Vadder isch stark“, hörte sie sagen, „er kann e Regeschirm mit einere Hand trage!“

Das war alles schön, wenn wir aber nur hätten herausbekommen können, was die Russen und Ueberrheiner geg... gefressen hatten.

Wir steckten uns endlich hinter die Dande, denn das hatten wir natürlich schnell heraus, daß die uns am meisten den Willen tat in der Zeit ihres Besuches.

„Dös von de Russe muß euch 's Großele ver-zähle“, sagte sie, „denn mer muß au d' G'sichter sehn, wo es schneidet dabei. Aber dös von de Ueberrheiner kann ich euch sage. Mer hot sie auch Marodör genannt.“

Wenn die in e Haus kame, kriegt jeder e Schrecke, denn sie hatte Lust auf alles, was ihne vor die Auge kam, und sie habe mitgnomme, was ihne gefalle hot. Natierlich kauderwelschte sie halb französisch und halb deutsch. Und wie sie zum Großele ins Haus komme sind, habe sie grufe: „Ici, par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete!“

So hot 's Großele sie verstande. Aber es kann nit französisch, und ich kann nit französisch, kein Mensch weiß, was es heiße soll. Aber 's Großele hot dene Kerle Herdäpfel brägelt mit viel Fett und krachelig braun. Die habe dene so gut g'schmeckt, daß sie gar nix mitgnomme habe. Sie habe sich nit satt gesse.“

„G'fresse“, verbesserten wir, aber die Dande sagte: „Nein, das Fresse bezieht sich nit auf d' Russe.“

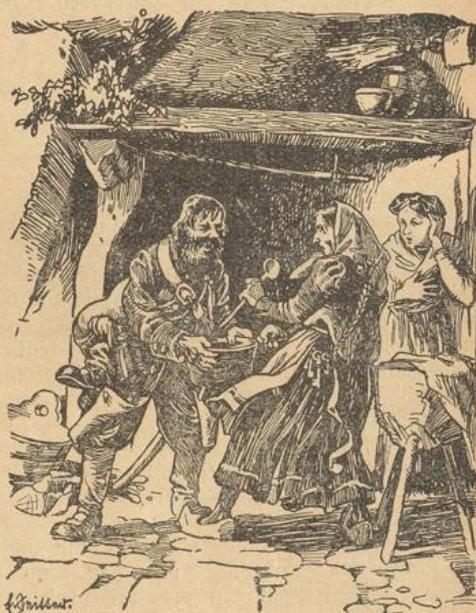
Da waren wir enttäuscht, denn gerade das Fressen war uns interessant. Wohl lernten wir auswendig „ici par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete“ und prahlten damit bei unsern Schulkameraden, denn wir waren ja von unserer Mutter her erblich belastet. Aber bald konnten alle Schulkinder französisch, da hatte es keinen Reiz mehr für uns.

Endlich ließ sich das Großele doch herbei, von den Russen zu erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß uns der Appetit verging.

Also, die Russen kamen Anno dreizehn, und man fürchtete sie nicht weniger als die Franzosen. Dem Müllerhenner haben sie das Wams auf der offenen Straße ausgezogen trotz der fürchterlichen Kälte. Wenn sie in ein Haus traten, dann lautete ihr Gruß: „Mutter Butter! Vatter Schnaps!“

Das Großele kochte vor lauter Angst eine große Portion Erbsensuppe, die nit gewärmt zu werden brauchte, wenn sie kamen, denn sie warteten nit gern.

Vierundzwanzig Mann hatten sie einmal in der Stube sitzen, und die aß... nein, sie



... aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

frassen wie die Drescher. Immer wieder stellte das Großele einen Topf Suppe auf den Herd, immer wieder kam ein Russe in die Küche und holte ihn weg. Das Feuer ging den ganzen Tag nit aus. Ich erinnere mich heute noch

sehr gut an den großen, gemauerten Herd, in dessen Feuerloch man halbe Baumstämme einschieben konnte. Und darüber der große Rauchfang, der war mir immer ein wenig unheimlich, weil ich einmal irgendwo gelesen hatte, die Hexen kommen durch den Rauchfang in die Häuser und dazu noch auf einem Besenstiel! Na, die Russen ließen es sich schmecken. Da kamen plötzlich noch sechs Offiziere, die wollten auch von der schönen Erbsensuppe haben. Das Großele deckte schnell den Tisch in der Staatsstube, und kaum war es fertig damit, da erschien auch schon ein russischer Soldat, den Erbsentopf vom Feuer wegzuholen. In dem Augenblick aber, als er danach griff, fielen aus dem Rauchfang, wohl infolge der ungewöhnlichen Hitze, etwa zehn bis zwölf große, schwarze Schwabentäfer in den Suppentopf hinein. Das Großele schrie auf und wollte die Tiere herausfischen, aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

Was jetzt machen? Alles zitterte und bebte. Was werden die Russen uns antun? Die stecken uns das Haus überm Kopf an! Die Mei lief schon heulend auf ihre Kammer, um ihr Getüch zu retten und die sechs Zinnlöffel, die sie sich auf dem Jahrmarkt gekauft hatte für den Fall, daß der Hansfrieder auf dem Tanzboden etwas sagen würde.

Aber nichts rührte sich in der Staatsstube, alles schien in Ordnung zu sein.

Nach einer halben Stunde kommt, freundlich lächelnd, einer der Herren Offiziere in die Küche und sagt sehr höflich: „Bitte noch mehr Supp' mit noch mehr Knack-knack!“

Allen Deutschen, die sich in der Küche aufhielten, verging der Atem. Es war ein Trost in den Worten des Offiziers, ganz gewiß, zugleich aber auch ein Schrecken! Wo sollte man nun so schnell Schwabentäfer herholen für die Herren Russen? Der Großvater stocherte im Rauchfang herum mit einem Besenstiel, aber die Tiere taten ihm den Gefallen nicht, es kamen keine mehr herunter. Als die neue Suppe aufgetragen wurde, ging er hinein zu den Offizieren und entschuldigte sich: „Suppe ist noch da“, und fügte mit herzlichem Bedauern hinzu: „Aber leider keine Knack-knack mehr.“

Die Herren Russen ergaben sich in ihr Schicksal. Soweit das Großele.

Mein kleiner Bruder riß die Augen weit auf und rief: „Habe die wirklich Schwobekäfer gefressen?“

„Jo“, gab das Großele zurück.

Mein kleiner Bruder rief wieder laut: „Pfiu Teufel!“ und lief zur Stube hinaus, um auf der Straße das Gehörte weiter zu geben.

Unsern Appetit hat die Geschichte aber in keiner Weise beeinflusst.

Nummer dreizehn.

Eine heitere Postkutschengeschichte von Walther Durt.

Hoch droben in einem Nest des winterlichen Schwarzwalds. Am Stammtisch im Adler. Im Rücken den warmen grünen Kachelofen, vor uns das so- undsovielte Biertele. So saßen wir und sprachen von der Unglückszahl dreizehn. Da meinte der Postmeister: „Sie können sagen was sie wollen, meine Herren, es ist was dran an der Dreizehn! Das hab' ich selbst einmal erlebt, als ich noch jung und in B. angestellt war. . .“

„Erzählen!“ rief man.

„Gerne“, gab er zur Antwort, „umsomehr als es wirklich wert ist, erzählt zu werden.“

„Also los!“

„Es ist nun schon lange her, und man wußte noch nichts von Kraftwagen oder gar Flugpost. Die schweren alten Postkutschen mit blasendem Postillon, Schaffner und dreizehn Plätzen fuhren damals noch mit drei Pferden über den Schwarzwald, und wenn es auch ungleich langsamer ging als heutzutage, so war es doch ein unterhaltliches, wenn auch nicht immer vergnügliches Reisen. Zumal im Sommer.“

Ich hatte mir zwei Tage Urlaub geben lassen und eine Wanderung über den Feldberg gemacht.

Todmüde traf ich am Abend in Titisee ein, gerade noch rechtzeitig um mit dem Postwagen nach St. Blasien zu fahren. Ich nahm mir meinen Fahrchein. Es war der letzte: Nummer dreizehn!

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir die Aussicht, stundenlang in dem überfüllten Kasten sitzen zu müssen, Freude gemacht hätte. Noch verstimmt wurde ich, als unmittelbar nach mir zwei bildhübsche Französinen an den Schalter traten, gleichfalls Fahrscheine nach St. Blasien forderten und den sogenannten Beiwagen zugesichert bekamen.

„Rech!“ dachte ich und verwünschte meine Unglücksnummer, aber zugleich mit dem Gedanken war auch der feste Entschluß da, der Schicksalstücke zu trozen und mit dem Beiwagen zu fahren, koste es, was es wolle.

Der Postschaffner war der alte Schondelmeier, mir dienstlich wohlbekannt, nicht gerade als große geistige Leuchte, immerhin aber als ein Mann, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Besonders wenn man mit etlichen Zigarren nachhalf. Dem also klagte ich, daß ich die schlechte Luft im Hauptwagen nicht vertragen könne.